GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Das ist mein Körper! : Intergeschlechtliche Körper zwischen Krise und Emanzipation

Gregor, Anja; Gregor, Joris A.

2015

https://doi.org/10.25595/98

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gregor, Anja; Gregor, Joris A.: *Das ist mein Körper! : Intergeschlechtliche Körper zwischen Krise und Emanzipation*, in: Lessenich, Stephan (Hrsg.): Routinen der Krise - Krise der Routinen : Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014 (2015). DOI: https://doi.org/10.25595/98.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY NC ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY NC ND 4.0 License (Attribution - NonCommercial - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Das ist mein Körper!

Intergeschlechtliche Körper zwischen Krise und Emanzipation[1]

Anja Gregor

Bereits 1984 stellte Carol Hagemann-White den zu jenem Zeitpunkt auch in Kreisen feministischer Forscher_innen[2] radikalen Ansatz zur Diskussion, dass *sex* ebenso wenig wie *gender* einen natürlichen Ursprung hat, sondern beide Anteile der Kategorie Geschlecht sozial konstruiert seien und es damit keine eindeutigen biologischen Kriterien gebe, die eine strikt binäre Klassifikation von Menschen in Mann oder Frau zuließen (Hagemann-White 1984: 29ff.). Es wird in der deutschsprachigen Diskussion also bereits vor Erscheinen von Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (1991) und den darin verhandelten Überlegungen zur performativen Konstruktion der heterosexuellen Matrix zur Diskussion gestellt, dass das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit erst die Kriterien der ›biologischen' Unterscheidung zweier Geschlechter hervorbringt, anstatt darauf zu beruhen. Bis dahin findet jedoch nahezu keine tiefergehende Auseinandersetzung mit der sozialen Konstruktion ›körperlicher Vorgänge‹ statt (gemeint sind beispielsweise Menstruation, Hunger/Durst, Müdigkeit, Harndrang, Bartwuchs etc.)[3]. Aktuell nimmt die Diskussion um Materialität im deutschsprachigen Raum neue Züge an: Der *new materialism* oder Neo-Materialismus verhandelt durch eine Verschränkung von natur- und lebenswissen-

1 Der vorliegende Aufsatz ist die schriftliche Ausführung eines Vortrags, in dem ich zentrale Thesen meiner Dissertation zur Notwendigkeit der Berücksichtigung des Körpers in der Biographieforschung vorgestellt habe. Die Thesen wurden dort entsprechend bereits expliziert und ausführlicher diskutiert. Ähnlichkeiten mit der ursprünglichen Arbeit sind damit unvermeidlich, möchte ich doch nicht heimlich alten Wein in neuen Schläuchen präsentieren. Die Dissertation ist mittlerweile unter dem Titel *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie* erschienen.

2 Im Falle der vorliegenden Arbeit wird eine inklusiven Schreibweise verwendet, die über die Logik der Zweigeschlechtlichkeit hinausweist, indem sie mit dem Unterstrich (*gender gap*) einen Raum *zwischen* den Geschlechtern öffnet (vgl. Herrmann 2003). Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: Das verhandelte Thema verhandelt die Erfahrungen intergeschlechtlicher Menschen, also Menschen, deren Körper sich nicht eindeutig einem der zwei gültigen, sprachlich repräsentierten Geschlechter zuordnen lässt und die sich nicht allumfassend einem der zwei gültigen Geschlechter zuordnen lassen (möchten).

3 Der Anteil des Körpers, der als ›Natur‹ eingeordnet wird (weil sozial nicht unmittelbar beeinflussbar), wird hier verstanden als fortwährend im Wandel und nicht grundsätzlich biologisch-physisch determiniert und starr. ›Kultur‹ hat auch auf diesen Aspekt des Körpers Einfluss, seine Fähigkeit zur Anpassung, also Modifikation, ist jedoch widerständiger als die jenes Teils, die als ›Kultur‹ eingeordnet wird.

schaftlichen mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen die Relevanz von Materialität und damit auch die Relevanz des menschlichen Körpers als Akteur von Sozialtheorie neu.

Mit dem vorliegenden Artikel unternehme ich den theoretisch neomaterialistisch begründeten und empirisch biographieforschend fundierten Versuch, dem Körper als Akteur der Subjektivation im Anschluss an Judith Butler ›einen angemessenen Raum zu geben‹ – ihn zu reanimieren, ohne jedoch einer Reifikation im Sinne der oben genannten, ehemals verhandelten Biologismen zu verfallen. In dieser Absicht möchte ich den konkret-materiellen Körper (als biologisch-physische Entität) für eine sozialkonstruktivistisch orientierte Geschlechterforschung als eigenständige Kategorie diskutierbar machen.

matterless matter!? Körper in feministischer Theorie

Unbestritten bleibt für Butler auch in ihren späteren Arbeiten, dass *sex* ebenso wie *gender* sozial-sprachlich hervorgebracht ist. Durch die stete Wiederholung der Normen in der Sprache (und später auch: in sozialen Prozessen), die festlegen, wie sich (je räumlich und zeitlich abhängig) Männlichkeit und Weiblichkeit gestalten, sind diese derart tiefgreifend in alle Ebenen des gesellschaftlichen Lebens verwoben, dass sie als vermeintliche Naturtatsache erscheinen; der (vergeschlechtlichte) Körper (*sex*) wird dabei als das Fundament für soziale Ausformungen des jeweiligen Geschlechts (*gender*) verhandelt, das den Körper in bestimmter Weise lesbar werden lässt, ihn im Sinne der Normen materialisiert. Die Geschlechts-Regulierungen (Butler 2009) binden Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zirkulär aneinander und markieren alle Individuen als verworfene, die jenseits der Grenzen der vernetzten Struktur der Summe aller Normen des Diskurses verortet sind, die Menschen in dieser Gesellschaft zu Männern oder Frauen macht (*abjection*). Der Zweigeschlechtlichkeitsdiskurs ist die Bedingung für das Erscheinen von Körpern als intelligible (männliche oder weibliche) Körper, ist jedoch nicht befähigt, Körper als solche zu erzeugen. Der materielle Körper geht nie ganz in der Sprache auf, in *Körper von Gewicht* (1997) führt Butler hierfür die *primären, unwiderlegbaren Erfahrungen* an: »leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden« (Butler 1997: 15)[4]: Sie betont, dass die Materialität von Körpern nicht negiert werden kann und dass es jene unwiderlegbaren Erfahrungen *gibt*, die den Körper als Ursprung dieser Erfahrungen markieren. Wie sich diese Notwendigkeit unwiderlegbarer Erfahrungen darstellt, wird von ihr jedoch nicht erläutert. Stattdessen stellt sie die Materie des Körpers als vernaturalisierte Konstruktion heraus.

Der Körper bleibt in Butlers Theoriegebäude auf Äußerlichkeit beschränkt, seine Konfiguration ist das Ergebnis der Verschränkung des Körpers mit sozialen und Umweltbedingungen. Er ist »gesellschaftlichen Gestaltungskräften und Formierungen« (Butler 2010: 11) ausgesetzt. Es gibt

4 Butler rekurriert hier meines Erachtens auf zwei Gruppen von Erfahrungen. Einerseits nennt sie Erfahrungen, die bereits der normativen Auslegung unterworfen sind, welche Erfahrungen als jene gewertet werden und welche nicht, andererseits auf körperbasierte Vorgänge: Während es vorstellbar ist, bis zu einem gewissen Grad unabhängig von der körperlichen Erfahrung zu konstruieren, was Krankheit eigentlich bedeutet, ist Sterben (oder sein Endpunkt, der Tod) meines Erachtens in letzter Konsequenz frei von einer derartigen Möglichkeit der Auslegung.

damit keinen Zugriff auf den Körper, der nicht schon Teil seiner (sozialen) Materialisierung wäre; er »steht mit der Sprache in einem ständigen Zusammenhang« (Butler 1997: 104), ohne jedoch in der Sprache aufzugehen. Butler stellt damit letztlich alles, was intersubjektiv über den Körper erfahren werden kann, als sprachlich vermittelt heraus. Auch wenn sie eine Materialität zugesteht, die irgendwie über diese sprachliche Vermitteltheit hinausgeht, so konstatiert sie jedoch, dass diese vorauszusetzen »die Möglichkeit [unterminiert], daß die Sprache imstande sein könnte, diesen Bereich radikaler Alterität anzugeben oder ihm zu korrespondieren [sic]« (Butler 2007: 103f.). Auch soziale Handlungen fallen damit ihres Erachtens genau dann aus dem Wirkungsbereich des Menschlichen, wenn sie nicht verbalisiert werden können. Was aber ist mit den Körperrepräsentationen von Schmerz? Erschöpfung? Oder der Wirksamkeit der Interaktion und dem Empfindungsvermögen von Körpern bei sexuellen Handlungen? Ebenso, wie *sex* nicht vollends in *gender* aufgeht oder *gender* in der Sprache, kann der (soziale relevante) Körper vollständig sprachlich erfasst werden. Die Materialität hat eine Eigenlogik, die zwar bis zu einem gewissen Grad sprachlich vermittelt werden kann, jedoch nicht mit dieser Repräsentation deckungsgleich ist. Jeder biologische Organismus ist ein Resultat aus Natur *und* Kultur; deren Einflüsse auf die Entwicklung des Organismus sind gleichzeitig und lassen sich nicht systematisch trennen (Fausto-Sterling 2000: 23). Auf die Vergeschlechtlichung von Körpern bezogen, meint das:

»[T]he matter of bodies cannot form a neutral pre-existing ground from which to understand the origins of sexual difference. […] [M]atter already contains notions of gender and sexuality, it cannot be a neutral recourse on which to build *scientific* or *objective* theories of sexual development and differentiation.« (Fausto-Sterling 2000: 22)

Körper sind immer schon vergeschlechtlichte Organismen, in denen Prozesse ablaufen, die sich zwar höchst widerständig gegen soziale Einflüsse erweisen – das bedeutet aber nicht, dass Körper eine passive Masse sind, die sozial ›beschrieben‹ wird. Anne Fausto-Sterling hebt damit auf die inneren Vorgänge eines Körpers ab, wo Butler ›an der Oberfläche‹ verbleibt. Diese Widerständigkeiten beeinflussen den Prozess der sozialen Vergeschlechtlichung, wie sie von sozialen Einflüssen wiederum verändert werden. Körpergeschlechtliche Unterschiede wie zwischen primären Geschlechtskörperteilen sind kein rein ideologisches Konstrukt, keine reinen Ergebnisse sozialer Zuschreibung: Die chirurgische Herstellung eines Genitals – an inter- wie transgeschlechtlichen Körpern – hat immer kulturellen Wert, ist symbolisch höchst aufgeladen, lässt sich aber zugleich als praktisch-handwerkliche Zurichtung von Materie beschreiben. »This physiological signifiers have functions in the real that will escape, or exceed, their signifying function in the symbolic system" (Hausman 1999: 69).

Auf den intergeschlechtlichen Körper bezogen lässt sich ableiten: Die Genitalien als Marker für eine angemessene Geschlechtsentwicklung zu setzen und operativ entsprechend zuzurichten, wird dem intergeschlechtlichen Körper auch deshalb nicht gerecht, weil der Körper immer untrennbar in den komplizierten Vorgang des Werdens involviert ist (Roen 2009: 19). Der Körper wird hier also nicht als ein Objekt verstanden, sondern als *event* (Roen 2009: 20f.). Katarina Roen setzt dem Verständnis von *sex* als passive, formbare Masse, die durch die soziale Zurichtung erst wahrnehmbar und aktiviert wird, die Definition des Körpers als sich entwickelnde Materialität entgegen. Der Clou ihrer Ausführungen ist dabei, dass durch die medizinischen Eingriffe

intergeschlechtliche Menschen in besonderer Weise subjektiviert werden, weil diese Erfahrungen in die Entwicklung des Selbst aufgenommen werden (*imbricated*): Narbenbildung, ästhetische Differenzen, die Veränderung der Empfindsamkeit werden kontinuierlich gelebt (Roen 2009: 21) und sind Teil der Summe aller Erfahrungen, die die Beziehung zur Welt konstituieren.

Anne Fausto-Sterling arbeitet diesen Aspekt für die Geschlechtsentwicklung im Allgemeinen heraus. Die wesentlichen Prämissen ihrer Forschung zum *embodiment* sind, dass Natur und Kultur nicht voneinander zu trennen sind, dass Organismen von der Befruchtung bis zum Tod als aktive Prozesse, bewegte Ziele (*moving targets*) verstanden werden müssen und dass nur eine disziplinenübergreifende Forschung eine hinreichende Beschreibung des Phänomens leisten kann. »As we grow and develop, we literally, not just ›*discursively*‹ (that is, through language and cultural practices), construct our bodies, incorporate experience into our very flesh« (Fausto-Sterling 2000: 20; Herv. ag). Ihr Ansatz zielt damit auf einen doppelseitigen Prozess, der die Produktion vergeschlechtlichten Wissens mit dem Körpergeschlecht (*gender within the body*) verbindet. Sie verknüpft dazu den biologischen Diskurs über die Entwicklung des Geschlechts mit geschlechtertheoretischen Ausführungen der Sozialwissenschaften und stellt heraus, dass es die strikte Trennung von *sex* und *gender* (und die Subsummierung von *sex* unter *gender*) deshalb nicht geben kann, weil Geschlecht als ein komplexes Zusammenspiel von Zellen, Organismus, Psyche, den Beziehungen zwischen Menschen, Kultur und Geschichte betrachtet werden muss. Jeder Körper weist eine je individuelle Konstellation dieser ›Schichten‹ auf und verändert sich über die Zeit: Wie wir die Gegenwart und unsere Position darin deuten, ist Ergebnis historischer Prozesse und aktueller kultureller Ereignisse, ebenso beeinflussen uns Beziehungen zu anderen Menschen und die Art und Weise, wie wir Erlebtes (auch emotional) verarbeiten. All diese Komponenten strukturieren den Prozess der *Einkörperung von Sozialität*, gleichzeitig wird der Prozess individuell unterschiedlich vom Körper umgesetzt. Wird eine der Komponenten des *embodiment* beeinflusst und verändert sich, verändert sich damit auch die Struktur des Netzes der Komponenten.

body matters: Konnotationen des Körper-Themas

Wenn nun – so haben meine Analysen gezeigt – Biographien von intergeschlechtlichen Menschen beschrieben werden wollen, so wird die Berücksichtigung der Thematisierung von Körper(n) unumgänglich. Körper als Erfahrungsspeicher sind die konkrete Materialität erlebter Verletzungen und verhalten sich somit auch im Interview zu diesen – die körperlichen Sedimente der Erfahrungen sind deshalb im Interview auch immer anwesend. Im Kontext meiner Forschung ließen sich – gesprochen im Terminus der *Grounded Theory* – verschiedene Dimensionalisierungen der Kategorie des Körpers in Biographien ableiten. Peter Alheit hat drei solcher Konnotationen des Körper-Themas (oder auch: *Gehalte* der Körperrepräsentation in Biographien) herausgearbeitet, die einen plausiblen Ausgangspunkt für die Formulierung weiterer Gehalte bieten: eine instrumentelle, eine soziale und eine biographische Konnotation (Alheit 2002: 242); ich habe im Zuge der Analyse des Materials die extrovertierte und die eigen-sinnige Konnotation ergänzt.

Der *instrumentelle* Gehalt der Körperrepräsentation meint ›technische‹ Regelungen des Körperlichen. Alheit beschreibt für seine Einzelfallanalyse verschiedene Erfahrungen als »Enteignungsprozesse« (Alheit 2002: 242): Medizinische Eingriffe in der Kindheit (Brille, Zahnspange) und fremdbestimmte Verhandlungen von Sexualität und Schwangerschaft (Delegation körperbezogener Angelegenheiten an autorisierte Einrichtungen). Hier zeigt sich eine auch geschlechtliche Dimension der Zugriffe (Stichwort: Medikalisierung von Weiblichkeit); intergeschlechtliche Menschen sind darüber hinaus von medizinischen Eingriffen in ihre Körper in besonderer Weise betroffen, wenn ihr KörperGeschlecht operativ oder medikamentös verändert wird. Der *soziale* Gehalt von Körperrepräsentationen bemisst sich an normativen Körperdiskursen. Bezogen auf die hier verhandelte Studie sind damit neben Annahmen des sozialen Umfelds darüber, was ›normal‹ ist, auch normative Maßgaben des medizinischen Diskurses an vergeschlechtlichte Körper gemeint. Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit ebenso wie eine heteronormative Vorstellung von sexuellen Handlungen und Beziehungskonstellationen strukturieren soziale Interaktionen zwischen Menschen – und medizinische Eingriffe in den intergeschlechtlichen Körper. Diesen ersten zwei entlehnten Konnotationen als vor allem auf der Ebene der biographischen Erzählung verhandelten Gehalte füge ich den *extrovertierten* Gehalt hinzu. Extrovertiert meint hier, dass der Körper dezidiert als ›Mittel zum Zweck‹ eingesetzt wird. Im Gegensatz zum instrumentellen Gehalt geht es hierbei nicht um ›technische‹ Regulierungen, sondern um das selbstbestimmte Einsetzen des Körpers für ein konkretes Ziel. Denkbar ist hier die Teilnahme an Demonstrationen oder das Stechen von (bestimmten) Tatoos und Piercings – daneben kann der Körper explizit als ›unnormal markierter‹ eingesetzt werden, um beispielsweise als intergeschlechtlicher Mensch Vorträge über Intergeschlechtlichkeit zu halten oder als Lesben und Schwule an öffentlichen Kiss-Ins teilzunehmen, um sich für die ›Ehe für alle‹[5] einzusetzen.

Für eine Konturierung des *biographischen* Gehalts ist eine Unterscheidung zwischen chronologisch verzeitlichten Körperprozessen und geschichtlich verzeitlichten Biographisierungen hilfreich, wie Gunter Weidenhaus (2015) sie vornimmt: Während Prozesse immer chronologisch verzeitlicht sind, also einer zeitlichen Logik folgen und gleichsam in mathematische Einheiten unterteilt werden können, werden Biographien geschichtlich verzeitlicht, indem die Erzählenden ihre Erzählung, je nach räumlicher und zeitlicher Verortung, immer wieder anders pointiert gestalten können. Im SprachHandeln wird so Verzeitlichung erzeugt (Barad 2012: 65ff.). Der biographische Gehalt kann auf drei Ebenen verhandelt werden: Erstens betrifft dies die Ebene des *lebendigen Körpers als* Konstituens von Erzählbarkeit als *›Sprechinstrument‹ bei gleichzeitiger Strukturierung des Erzählflusses*. Ohne Bemühungen um den Erhalt der Lebensfähigkeit (essen, trinken, schlafen) und Lebendigkeit (kommunizieren, bewegen, interagieren) des Körpers gibt es nichts, niemanden, di_er die Biographie erzählen könnte. Die beiden weiteren Ebenen beschreibt Alheit in seinem Artikel: Körperentwicklungen und -reaktionen können zweitens mit als ›normal‹ oder ›unauffällig‹ geltenden *Biographisierungen von Statuspassagen* abgeglichen werden – eine solche, in den untersuchten Biographien besonders hervorstechende Passage ist beispielsweise das (Nicht-)Einsetzen der Pubertät als *chronologisch verortbare Station des Entwicklungsprozesses* eines Körpers. Solche Statuspassagen werden in der Erzählung immer *biographi-*

5 Gemeint sind hier alle monogamen Zweierbeziehungen – die Bezeichnung ist hier also als (mono)normativgerahmtes Konzept zu verstehen.

siert und damit geschichtlich verzeitlicht. Alheit stellt heraus, dass Normalisierungen als soziale Konstruktionen gerade dann sichtbar werden, wenn der biographische ›Normalverlauf‹ – ich spreche von *geschlechtlichen Normalbiographien* – Brüche und/oder Verschiebungen erfährt. Er fasst solche Statuspassagen vor allem als sozial verhandelte Normalisierungen auf (mit den *peers* ab einem bestimmten Alter rauchen, trinken, tanzen gehen); ich ergänze diese Ebene um die am und im Körper vorgenommenen medizinischen *Normalisierungen von Körperprozessen*, beispielsweise durch Hormongabe zum Einsetzen einer ›Pubertät‹. Zudem lassen sich aus Biographien drittens »*body stories*« (Alheit 2002: 243) ›destillieren‹ – an die Überlegungen von Bettina Dausien (2002) anschließend sind Biographie und Körper untrennbar miteinander verwoben und erzeugen eine je individuelle biographische Konstruktion des (gelebten, erlebten und gespürten) Körpers.

Auch, um diesen *body stories* vollumfänglich gerecht zu werden, muss den genannten Konnotationen aus meiner Sicht der *eigen-sinnige* Gehalt des Körpers zur Seite gestellt werden. Im Sinne des oben erläuterten Entwurfes der Einkörperung von Sozialität gebe ich damit solchen Schilderungen einen Raum, in denen Erfahrungen derart erleb- und spürbar sind, dass ihre körperliche Repräsentationen Eingang in die Erzählung finden. Im folgenden Abschnitt stelle ich einige Passagen aus dem Interview mit Rasloa vor, um dieser sicher streitbarsten Dimensionalisierung als jene, die ich auch in meinem Vortrag prominent verhandelt habe, einen empirisch begründeten Gehalt zu verleihen.[6]

the matter in bodies: eigen-sinniger Gehalt als Vexierbild der Materialisierung

Wenn geseufzt wird, häufige Pausen und Stockungen im Redefluss entstehen, hörbar Luft geholt wird oder gelacht, es *Schilderungen* vom Weinen, Lachen, Zittern oder konkreten wie diffusen Gefühlslagen gibt, dann werden subjektive Zustände sicht- und lesbar, die die Grenzen des auf einer sprachlich-kognitiven Ebene Darstellbaren herausfordern und nach einer angemessenen – immer nur annäherungsweise möglichen – Repräsentation verlangen. Die Verletzlichkeit des Körpers etwa, Leiden und Erleiden, ist hier konkret repräsentiert. Gleichzeitig – und da ist das methodologische Dilemma – ist konkretes Leid nur bedingt zugänglich; aus einer Fremdperspektive ist es nahezu unmöglich, sinnhaft zu rekonstruieren, wenn es keine rationalisierbaren Anhaltspunkte (wie einige psychische oder physische Merkmale) gibt. Nichtsdestoweniger nimmt sich der Körper Raum, wenn er Regungen jenseits von Sprache zeigt: Rasloa zeigt beispielsweise wiederholt eine konkrete körperliche Reaktion:

»wobei ich mich jetzt da vom Gericht aus die ham meine ganze Akte, bei irgendwelchen Ärzten vorstellen soll, [mhm] (1) ähm. und ich hab grade, zurückgeschrieben, dass ich das nicht machen kann. [mhm] ›ich kann nicht zu nem fremden Arzt gehen das schaff ich nicht. ‹ »ich« ((lacht auf)) da krieg ich das große Zittern, und kann nachts nicht mehr schlafen.«

6 Die Konturierung muss ob des Umfangs dieses Artikels eine behelfsmäßige bleiben, für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem eigen-sinnigen Gehalt sei auf die Ausführungen in meiner Dissertationsschrift verwiesen.

Sie lacht. Auffällig ist dabei, dass sie dies an einer Stelle tut, die von Außenstehenden wohl kaum als erheiternd eingelesen wird. Stattdessen erscheint das Lachen hier als paradoxe Reaktion auf das Erzählte. Sie lacht im gesamten Interview immer wieder nach der Erzählung von solch belastenden Situationen. Rasloa selbst interpretiert diese wiederkehrende Reaktion bei der Reflexion ihres transkribierten Interviews in einer E-Mail an mich als »Kompensation durch Lachen«. Die geschilderte Situation ist weit entfernt davon, lustig zu sein, es hat wie auch im Rest des Interviews die Funktion einer Übersprunghandlung. Ulrike Loch deutet Lachen in der Interviewsituation als eine Art der Distanznahme, die in der Verbalisierung von »schwierigen Situationen« (Loch 2008 [19]) auftreten kann. Helmuth Plessner stellt in *Lachen und Weinen* heraus, dass Menschen eine Bindung zu der Situation brauchen, über die sie lachen, und dass Lachen immer das Durchbrechen eines Widerstandes ist (Plessner 2003: 328). Lachen als Reaktion auf Situationen, an die nicht angeknüpft werden kann, deutet er als Flucht aus der Situation.

»Unbeantwortbarkeit bei fehlender unmittelbarer Existenzbedrohung ist die notwendige, aber noch nicht hinreichende Bedingung, die eine Situation erfüllen muss [die zweite ist Bindung; s.o.], um zum Lachen zu reizen« (Plessner 2003: 328).

In derselben Passage beschreibt Rasloa zudem körperliche Reaktionen in oder vor belastenden Situationen. Sie führt mit dem Zittern und der Schlaflosigkeit Ausprägungen innerer Unruhe an, die sich dann zeigen, wenn sie sich durch die Möglichkeit der Konfrontation mit »nem fremden Arzt« bedroht fühlt. Das Zittern beschreibt sie zudem in der Reflexion des Interviews nach der Haupterzählung:

»das ist auch das erste Interview überhaupt oder das das erste [mhm] Mal dass ich überhaupt außerhalb von Selbsthilfe:, die Geschichte so erzähle. [mhm] (1) weil: (4) ja. ich jetzt nur so=n bisschen zitter.«

Wenn sich Rasloa mit ihren Erfahrungen konfrontiert, zittert sie. Dieser Zustand der Erregung kann als eine der Folgen traumatischer Erlebnisse gedeutet werden, die Julia König et al. als »[k]örperliche Reaktionen bei der Konfrontation mit […] Hinweisreizen, die einen Aspekt des traumatischen Ereignisses symbolisieren oder an Aspekte desselben erinnern« (König et al. 2012: 11) beschreiben. Erzählen ist *Als-ob-Handeln* (Alheit 1985: 20), die Erfahrungen können im Erzählfluss erneut mit den Emotionen zum Zeitpunkt des Erlebens verknüpft werden. Indem Rasloas Körper unkontrolliert zittert, nimmt er der Möglichkeit einer direkten Konfrontation mit dem belastenden Erlebten den Raum. Peter A. Levine (2011) stellt heraus, dass solche (eigensinnigen) Körperreaktionen ein Hinweis auf ungenügend oder nicht verarbeitete Traumata sein können. Wenn in einer Situation überwältigender Hilflosigkeit keine Möglichkeit besteht, entweder zu fliehen oder mit der Situation fertig zu werden (›*fight or flight*‹), weil ein Überfluss an aversiven Reizen besteht, erstarrt der Körper (*freeze*) als eine Art Schutzreaktion; gleichzeitig wird die Verarbeitung im autobiographischen Gedächtnis derart beeinflusst, dass sich im Nachgang nicht oder nur in Teilen an das Erlebte erinnert werden kann (*fragment*).[7] Rasloa themati-

7 Wenn das autobiographische Gedächtnis als eine Art Ringordner verstanden wird, in den Menschen ihre Erfahrungen ›einheften‹ (und ggf. umsortieren), dann werden bei einem Trauma die Seiten, die das traumatisierende Erlebnis betreffen, herausgerissen und flattern unkontrolliert im Gedächtnis herum. Assoziierte Bilder, Gefühle, Gerüche, Worte etc. werden mit manchmal ähnlichen, manchmal auch nicht unmittelbar mit dem Ereignis in Verbindung zu bringenden Ereignissen oder Eindrücken verknüpft und produzieren dadurch unkontrollierbare, unangenehme affektive Reaktionen (Huber 2003; König et al. 2012).

siert das Zittern an einer weiteren Stelle als eine ihr bekannte Reaktion auf die Auseinandersetzung mit dem belastenden Erlebten:

»danach, ähm. wenn ich dann davon **erzählt** habe dann hab ich innerlich nur gezittert. [mhm] jetzt kann ich ja schon. so=n **bisschen** drüber reden. [mhm] ähm, das ging dann halt das ging da also **überhaupt** nicht. (1) von all dem da, das is: (1) von allem was da war, so da. da **will** ich mich teilweise auch gar nicht erinnern. [mhm] und wenn ich dann. sage okay jetzt äh kann i- jetzt äh bringts mich eben nicht mehr so aus der **Fassung**.«

Hier wird deutlich, dass bei Rasloa bereits eine ansatzweise Distanzierung (durch zeitlichen und/oder räumlichen Abstand, Auseinandersetzung/Konfrontation) zum Erlebten[8] stattgefunden hat. Diese Distanznahme sorgt dafür, dass sie es mittlerweile in Worte fassen kann, ohne dass die damit verknüpfte körperliche Reaktion dies vollständig verhindert. Dass die Geschichte für sie zeitweise und verschiedentlich gar nicht ›in Worte zu fassen war‹, zeigt die folgende Interviewpassage:

»also mir war dann, von jetzt auf gleich total schwindelig trotz dieser ganzen Hormone die ich da nehmen musste, […] es hat alles nicht mehr funktioniert, (1) ähm, mit Schweißausbrüchen, und mit ähm: (2) mit solchen Wahrnehmungsstörungen, […] ähm, hab, (2) vergessen wie man spricht, (2) ((lachend)) /hab irgendwie/ nicht mehr. richtig reden können, (1) wenn ich was sagen wollte denn kam das nur so=n, so=n Polter und Gestotter, [hm,] ja, war irgendwie wie, (2) weiß ich auch nicht. (2) ähm. (2) wie, **behindert**. (2) wollte was sagen und konnte es nicht mir fielen die Worte nicht ein. (3) vielleicht **fehlten** mir einfach die Worte kann ich nicht anders sagen [mhm] vielleicht wars das.«

Rasloa schildert hier die Auswirkungen der Hormonersatztherapie nach der Entfernung ihrer Keimdrüsen. Sie versucht hier, physische Vorgänge zu versprachlichen, die nicht sprachlich (oder allgemeiner gefasst: kognitiv) kontrolliert werden können. Besonders deutlich wird dies in der Reflexion des Geschehenen »vielleicht **fehlten** mir einfach die Worte kann ich nicht anders sagen«. Sie stößt hier an die Grenzen dessen, was sich sprachlich repräsentieren lässt und versucht dennoch, dieses *Etwas* zu umreißen. Die Passage weist viele Pausen im Redefluss auf, zudem legt Rasloa hier ihre Suche nach Worten auch offen, indem sie diese ›verbalisiert‹ (ja, war irgendwie wie, [2] weiß ich auch nicht. [2] ähm. [2]). Es könnte sich hier um das Ringen nach Worten für etwas, das (noch) nicht sagbar ist, handeln – damit ist nicht nur die Intelligibilität der medizinischen Eingriffe als eingekörperte Erfahrung, sondern sind auch fehlende sprachliche Mittel gemeint, um Intergeschlechtlichkeit und erlebte Traumata erläutern zu können. Das Fehlen der Worte kann zudem in doppelter Bedeutung gelesen werden: Während die Sprachlosigkeit einerseits mit der Hormondosis korrelieren könnte und damit eine physische Folge der veränderten Hormonlage wäre, kann das Fehlen der Worte auch als psychische Reaktion gelesen werden: Rasloa sagt zuerst, ihr fielen die Worte nicht ein, dann verändert sie die Beschreibung des Phänomens noch einmal in einer Wiederholung: »vielleicht **fehlten** mir einfach die Worte«. Die Passage legt nahe, dass mit ihrem körperlichen ein Zustand einhergeht, der sich ihrer Verbalisierung entzieht, für den sie keine Worte findet, um ihn zu beschreiben.

8 Ich habe mich hier für den Begriff der Distanz(nahme)/Distanzierung entschieden, statt, wie im Kontext von traumatherapeutischen Ansätzen üblich, von Dissoziation zu sprechen. Bei der Dissoziation handelt es sich um eine diagnostische Beschreibung, ich habe aber nicht den Anspruch, eine gestellte Diagnose zu überprüfen.

Der eigen-sinnige Gehalt der Körperrepräsentation kann damit als eine Art ›Vexierbild der Materialisierung‹ beschrieben werden: Er umfasst einerseits konkret materielle Körperaspekte, die sich hier als das (Ver)Lachen belastender Situationen oder Pausen zeigen, andererseits werden körperliche Reaktionen wie das Zittern als Folge einer Traumatisierung durch die sprachliche Repräsentation für die Interviewende/Lesende_n im Text materialisiert. Der Eigen-Sinn des Körpers ist an der Strukturierung der biographischen Konstruktion beteiligt, ebenso wie er sich in der Interaktionssituation des Interviews sichtbar macht. Körper als Kategorie von Biographie ist in gleicher Weise bedeutsam wie Geschlecht(lichkeit) in Biographie (prominent Dausien 1996). Jenseits der bereits betonten Tatsache, dass es ohne den lebendigen Körper keine Biographie gibt, gibt es sie in der vorliegenden Form, weil es den Körper als den gibt, der zum Zeitpunkt des Interviews konkret in Erscheinung tritt: ein zeitlich und räumlich situierter Erfahrungsspeicher, der auch jenseits versprachlichter Vorgänge Bezug zu Erfahrungen in Vergangenheit und Zukunft hat, indem er Erlebtes auch präreflexiv spürbar macht und dessen Einordnung darüber letztlich mitträgt, weil sich die Erfahrungen auf zukünftige (auch) körperliche Reaktionen auswirken können.

Fazit: Körper in Biographien

Der Körper ist, solange er ›funktioniert‹, solange er uns ohne Widerstände trägt, unsichtbar. In Schilderungen der Enteignung durch fremdbestimmte Verhandlungen der Geschlechtlichkeit muss der Körper offen zum Thema werden; er ist das Medium, an dem die Intersexualisierung durchgeführt wird – und muss thematisiert werden, um diese als Vorgang ebenso wie ihre Folgen beschreiben zu können. In der hier kurz vorgestellten Biographie – ebenso wie in allen weiteren untersuchten Biographien – ist der Körper nicht nur impliziter, sondern *expliziter Bestandteil der biographischen Konstruktion.* Schilderungen finden sich vor allem über den Körper als Ort von Handlungen und als Adresse für normalisierende Interaktionen. Der Körper ist als materieller Aspekt des Selbst-Bezugs und der Ort, an dem Erfahrung spürbar wird, wesentlicher Bestandteil des intergeschlechtlichen Widerstands. Alle Befragten haben aufgrund der Enteignung ihrer Körper durch medizinische Eingriffe teils einen verfremdeten, teils einen offen als solchen thematisierten *verstellten Zugang zum Körper*: Die Hormonsubstitutionstherapie beispielsweise beschreiben alle Befragten als etwas, deren Wirkung sie nicht als etwas wahrnehmen, das in ihrem Körper vorgeht, sondern als etwas, das von außen Wirkungen auf ihren Körpern entfaltet, ihm widerfährt und das damit jenseits eigener Körpervorgänge verortet wird. Widerstand kann beispielsweise darin bestehen, notwendige Hormoneinnahmen im Sinne des eigenen Gesundheitsempfindens und entgegen gängiger heteronormativer Behandlungsrichtlinien umzustellen. Auch nach einer solchen Wiederaneignung bleibt der Körper aber insofern enteignet, als dass die irreversiblen Eingriffe ihn zu einem versehrten intergeschlechtlichen Körper machen. Eine Rückkehr zum ›ursprünglichen‹ Körper ist nicht möglich – der einmal enteignete Körper kann nie wieder ganz angeeignet werden.

Der lebendige Körper als ermöglichende Materialität von Biographe ist *das* Hintergrundgerüst biographischer Konstruktionen, das sich darüber hinaus vielgestaltig in die Erzählung ›ein-

räumt‹. Er ist in der biographischen Konstruktion als Akteur anwesend, auch die recht kurzen Andeutungen meiner Ergebnisse sollten einen Eindruck davon vermittelt haben, dass sich dieser Umstand mit hoher Wahrscheinlichkeit durchaus auch für ›geschlechtliche Normalbiographien‹ von ›gesunden‹ Menschen annehmen lässt. Diese Tatsache sollte in der Analyse von Biographien m.E. grundsätzlich angemessen berücksichtigt werden.

Literatur

Alheit, P. 1985: Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Bremen: Universität Bremen.

Alheit, P. 2002: Reading Body Stories. Zur »leibhaftigen« Konstruktion der Biographie. In P. Alheit, B. Dausien, W. Fischer-Rosenthal, A. Hanses, A. Keil (Hg.), Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial, S. 223–244.

Barad, K. 2012: Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken. Berlin: Suhrkamp.

Butler, J. 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, J. 1997: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, J. 2009: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, J. 2010: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dausien, B. 1996: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat.

Dausien, B. 2002: Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des »doing gender« in biographischen Erzählungen. In P. Alheit, B. Dausien, W. Fischer-Rosenthal, A. Hanses, A. Keil (Hg.), Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial, S. 177–200.

Fausto-Sterling, A. 2000: Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.

Gregor, A. 2015: Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie. Bielefeld: transcript.

Hagemann-White, C. 1984: Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske+Budrich.

Hausman, B. L. 1999[2]: Changing Sex: Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender. Durham: Duke University Press.

Herrmann, S. K. 2003: Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. Erstmals abgedruckt in arranca! Zeitschrift für eine linke Strömung. Nr.28, Aneignung I. S. 22–26.

Huber, M. 2003: Trauma und die Folgen: Trauma und Traumabehandlung, Teil 1. Paderborn: Jungfermann.

König, J., P. A. Resick, R. Karl, R. Rosner 2012: Posttraumatische Belastungsstörung. Ein Manual zur Cognitive Processing Therapy. Göttingen, Bern, Wien, Paris, Oxford, Prag, Toronto, Cambridge, MA, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm: Hogreve.

Levine, P. A. 2011: Sprache ohne Worte. Wie unser Körper Traumata verarbeitet und uns in die innere Balance zurückführt. München: Kösel.

Loch, U. 2008: Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. In Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research 9(1), Art. 54, http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801544 (letzter Aufruf 15. Juni 2015).

Plessner, H. 2003: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. (1941) In G. Dux, O. Marquard, E. Ströker (Hg.), Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte Schriften VII. Frankfurt: Suhrkamp, S. 201–388.

Roen, K. 2009: Clinical Intervention and Embodied Subjectivity: Atypical Sexed Children and their parents. In Morgan Holmes (Hg.), Critical Intersex. Farnham, Burlington: Ashgate. S. 15–40.

Weidenhaus, G. 2015: Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.